Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 4

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634442

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Derkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern - Telephon Bollwerk 33 79

Nicht die Dinge, die wir fehen . .

Von Anna Stauffacher.

Nicht die Dinge, die wir sehen, Sind es, die das Sein bestimmen. Aber hinter ihnen flehen Unsrer Zukunft schwere Stimmen, Und sie künden von der Wertung Unfres Lebens einst'ger Klarheit: Nur durch dieses Lebens härtung Wird die Seele reif zur Wahrheit.

Denn dein Leib wird von dir fallen Wie das mude Laub vom Baume: Gliedlos, leiblos wirst du werden nach dem schweren Lebenstraume. Doch die Seele nimmt dein Sehnen Mit in iene andern Welten. Da des Lebens kleine Dinge Nicht mehr gelten

Der Vogel im Räfig.

Roman von Lifa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

Rabel fiel es gar nicht ein, die Mutter um irgend eine Erlaubnis zu fragen. Sie wandte sich in allen Dingen an Tante Abeline. Die wußte alles, die befahl und verbot, erlaubte, was ihr passend schien, und kargte nicht mit Geschenken, sei es an Geburtstagen, sei es an Weihnachten, und wenn der kleinen Rahel ein Wunsch erfüllt wurde, wurde er auch so erfüllt, daß nichts daran auszusetzen war.

ให้เหมือยู่ เป็นผู้เสาย เรื่องโรกูแล (โกรค์น กุรยะตา

An dem Morgen also, an dem Ottilie ihren Posten als Haushälterin so tadellos ausfüllte, trottete ihr Töchterchen die Landstraße entlang, bog dann in die Pappelallee und verlor sich zulett im Wald, der dicht am See begann und mit ausgebreiteten Tannenästen dastand, wie eine Mutter, die darauf wartet, ihr Kind, wenn es dem Bad entstiegen, in weiche, warme Mäntel zu hüllen. In diesen weichen Mantel, in dies dunkle, stille Grün tauchte Rahel, und wandelte auf ihren kleinen Füßen sorglos über die dichtesten Wurzeln durch die struppigsten Farrenkräuter, und über den knorrigsten Efeu, der über den Erdboden froch und an den hohen Tannen himaufstrebte. Rahel zerrte eine dieser langen Ranken von der Erde los, und stedte sie sich in den Gürtel, daß sie über das rote Kleidchen herabhing und raschelnd hinter ihr her schleifte. Das gefiel ihr über die Maßen. Eine zweite und dritte Ranke umspiann sie bald, einen Kranz setzte sie lich auf die dunkeln Haare, und sah in ihrem Schmuck so seltsam aus, daß sie wohl für ein geheimnisvolles Waldgeschöpflein hätte gelten können, das von irgendeinem Baum herabgefallen, aus irgendeinem Busch gekrochen oder der Quelle entsprungen sein mochte, die aus einem niedrig gebauten Felsen durch das Moos siderte. Sie lief den we= nigen Schmetterlingen nach, die im Walde ihre Seimat haben, sah erstaunt grune Eidechsen über sonnige Steine schlüpfen, betrachtete Räferlein und Schneden, und stand dann plötlich still.

Sie hörte Musit. Aufmerksam nach allen Seiten lauschte sie, bis sie merkte, daß die tausend Stimmen des Waldes sich zu einer einzigen vereinten, und so harmonisch sich ver= bunden hatten, daß es dem Kind vorkaum, es gehe in einer unbekannten Welt, und der Wald rede zu ihm. Gie sah hinauf in die grünen, sonnendurchschienenen Kronen der Laubbäume, in der helle, smaragdgrune Lichter funkelten, und sah dort Bögel hin und her fliegen, zwitschern, jubilieren. Da glaubte Rahel, sie seien es, die so hundertfältig rauschend zu ihr sprachen. Lange stand sie unbeweglich und schaute hinauf. Dann wurde sie mude, setzte sich unter einen Baum, ließ die Sändchen zu beiden Seiten des roten Rodleins in das Moos fallen und schlief ein. Träumend lachte sie.

Daheim vermißte man sie endlich. Karoling, Belusa und das Schulmädchen, das in allen freien Stunden im Garten half, wurden ausgesandt, um das Rind zu suchen. Als man es endlich fand und heimzerrte, war es noch befangen von dem, was es erlebt und in seine kleine, offene Seele aufgenommen hatte. Es begriff endlich, daß es nicht hätte von Sause fortlaufen sollen, und weinte sich in der Apfelkammer, wohin es zur Strafe eingesperrt wurde, noch einmal in Schlaf. Aber diesmal wurde es nicht von den märchenhaften, den leise tonenden Sarmonien des Baldes umsponnen. Hart und zudend spielte eine Nähmaschine in seinen Traum, und ließ es glauben, es fallen Steine vom Himmel auf seine Hand, so daß es schmerzlich die feine Stirne runzelte, und sich zu fürchten anfing.

Nach dem Wald und seinem Rauschen behielt das Rind lange eine wehe Sehnsucht. — — —

Im Dorf, wenige Schritte vom weißen haus entfernt, hing an einem eingezwängten Haus eine Tafel heraus, die in goldenen, schwarz umrankten Buchstaben ein Wort trug, das der Phantasie des Lesers Tür und Tor öffnete und ihr so viel Spielraum ließ, daß sie sich vom einfachen Besen und Marktforb bis zu den Schähen Arabiens, den blumenbunten Teppichen der Türkei und den in Diamanten gefaßten Rleinodien Persiens ergehen konnte, sich mit den zartesten Schleiern zu schmuden in Bersuchung geriet, aber auch in den engsten Schranken, zum Beispiel denen eines Schuljungen, nicht zu turg zu kommen brauchte, denn in diesem Kalle begnügte sie sich mit Schiefertafeln, Marmeln, und wenn's hoch tam, mit roten, blauen und grünen Luftballons, die von Zeit zu Zeit vor der Ture schwankten. "Basar" hieß das Zauberwort, das eben dieser Phantasie den Berg Sesam öffnete, damit sie zu aller der Herrlichkeit eingehen konnte.

Hinter dem Ladentisch waltete eine Frau mit warmen, lieben Händen, aus deren gütigen Augen die Mütterlichfeit strahlte, die einem jeden in warmen Wellen entgegenschlug. Daß, wenn sie schwieg, ein Zug des Schmerzes ihren Mund umspielte, war wohl eher ein Beweis dafür als dagegen, denn wo wäre Mütterlichkeit nicht mit Schmerzen erkauft worden? Diese Mutter hatte mit großem Leid ihre Liebe bezahlen müssen und bezahlte sie noch alle Tage, benn ihr Sohn, ihr einziges Kind, war blind. Tausend Sande hatte sie sich gewünscht, um sie mildernd ihm unter die Füße zu breiten, tausend Augen hätte sie ihm leihen mögen, da die seinen versagten, und die Kraft eines Riesen erbat sie sich von Gott, um ihren Sohn ihr Leben lang schützen zu können, da er sich selbst nicht zu schützen vermochte. Sie rang mit Gott, als das Unglud geschehen, um Ergebung in seinen Willen und um Stille. Es wurde aus dem schwachen Knaben der Stab, auf den die Mutter sich stütte, wenn sie mude von ihrer Arbeit und erschöpft von dem Rampfe gegen die Bitterkeit, die sich in ihrem Bergen ansammeln wollte, sich zu dem Blinden sette, und er ihre Sand in der seinen hielt. Er trostete sie, bis es nicht mehr nötig war, sie zu trösten.

Run vermochte sie es, zu lächeln, wenn man sie, oder den jungen Mann bedauern wollte, der in einer kleinen Stube neben dem Basar am Fenster saß und zu dem die Banillen und Nelken herauf dufteten. Die Mutter wußte, daß er nicht nur Ergebung und Ruhe gefunden hatte, sondern Lebensfreude. Eine Freude, die nicht im roten Gewande einherging, aber in weißem, und die nicht mit Kirchengloden läutete, sondern nur mit zarten Silberglödlein, doch mit so hellem Ton, mit so reinem Klang, daß jeder, der die Glödlein läuten hörte, innerlich mitsang. Hatten sie doch die Tränen der Mutter zu trochnen verstanden, und endlich, endlich, den Glauben, daß alles, was geschah, zum besten geschah, zu wecken und zu stärken vermocht. Darauf war im Herzen der Mutter Sonntagsstille eingekehrt, deren

sie sich mitten im Getümmel eines Marktbienstags bewußt

Lange hatte die Mutter bei ihrem Sohne in die Lehre gehen müssen, lange der Sohn bei seinem Gott. Und die Lehre war hart gewesen. Jahre waren darüber hingegangen, dis des Blinden erleuchtetes Gesicht den vielen strahlte, die seiner bedurften. Wie eine kostbare und herrliche Blume in einem weiten Garten die Bienen und Schmetterlinge anlockt, um Freude oder Honig zu schenken, so kamen von weit her die Kinder und die, die gerne noch Kinder gestlieben wären, um sich Trost, Freude und Ruhe zu holen.

Rahel hatte schon oft ihren Weg in den Basar gefunden, angelockt durch die zaubervollen Luftballons, die
sie von Zeit zu Zeit sich holen durfte. Und scheu spähte
sie dabei durch das große Glassenster hinüber zu dem Blinden, dessen Gebrechen ihr Furcht einslößte. Sie begehrte
nie, hinüber zu ihm zu gehen, obgleich sie von den Dorfkindern manches von ihm gehört hatte, und wurde weder
von der Mutter noch von Frau Petitpierre aufgesordert,
es zu tun. Abeline fürchtete für das Kind, daß dessen
ästhetisches Gefühl und seine stark arbeitende Phantasie
durch den Andlick der leblosen Augen des Blinden verletzt
werden könnte. Von dem Licht, das von ihm ausging,
wuhte sie nichts.

Eines Tages aber saß Rahel auf dem Streisen Gras und Sand, der den Garten des weißen Hauses vom See trennte, und das sie als "ihren" Sand betrachtete, als der Blinde, geführt von einem achtjährigen Jungen, sich neben ihr niederließ. Die Augen waren durch eine dunkse Brille geschützt. Das Gesicht des ungefähr achtzehnjährigen jungen Mannes mußte dennoch für Rahel anziehend gewirkt haben, denn nach dem ersten, scheuen Blid sagte sie zu ihm: "Kannst du meine Schifflein nicht sehen? Da schwimmen sie." Der Blinde lächelte. "Nein, ich sehe sie nicht. Aber erzähle mir doch von ihnen; willst du?" Das tat Rahel sogleich mit Eifer.

"Sie sehen aus wie Erbsenschoten. Nicht grün, weißt du, aber weiß. Und es steht ein Zinnsoldat drin. Der will alle Fische im See schießen, denn er hat hundert Kinder, und die wollen die Fische essen."

"Oh", sagte der Blinde, "der hat es gut, daß er hundert Kinder hat."

"Nein", sagte Rahel. "Tante Abeline sagt, drei Kinder seinen genug, und Karoline sagt, eines sei schon unnötig. Sie sei froh, daß sie keine habe, es sei an mir schon zuviel."

"Sie scherzen", sagte ernst der Blinde. "Und du, möche test du einen Bruder haben oder eine Schwester?"

"D ja", sagte Rahel. "Aber ich habe den Sidnen. Der spielt mit mir." Sie erklärte, wer Sidnen sei. "Tante Maries Bub und Monikas Balg", sagte sie ernsthaft. "Sast du keine Mutter? fragte der Blinde, "und wie heihest du?" "Rahel Lenz", sagte das Kind. "Und ich habe eine Mutter, natürlich."

"Und einen Bater", fragte der Blinde. "Nein", sagte Rahel kurz. "Ich habe nie einen gehabt, nicht einmal als ich zur Welt kam." Nun wußte Johannes, wer das Kind war, mit dem er sprach, denn Rahels Lebensgeschichte war einem jeden im Dorf bekannt.

"Haft du auch Rinder?" fragte nun das Rind. — "Rein, aber alle Kinder habe ich lieb. Dich auch." — "Das

ist recht", sagte Rahel. "Nun habe ich awei." - "Wie zwei?" - "Zwei, die mich liebhaben, nein, drei. Du, der Belusa und der Sidnen."

Des Blinden feines Gefühl fagte ihm, daß da etwas nicht in Ordnung sei, benn wenn ein fleines Rind nicht feine Mutter lieber hat als alles in der Welt, so ist diese Mutter falsche Wege gegangen.

Rahel ichenkte dem Blinden eine Muschel. "Sie riecht nach dem Meermann", lagte sie. "Riech einmal." Der Blinde versprach ihr dafür ein Rörbchen, sie musse aber zu ihm kommen und es holen, benn er könne ja ben Weg zu ihr nicht finden. Der fleine Buriche, der ihn geführt, sagte nun scheu und hastig: "Dh, ich führe dich schon"; aber es blieb bei ber Abrede. Rahel konnte es kaum erwarten, daheim von ihrem Erlebnis zu erzählen. Sie stand rasch auf, wischte sich den Sand von den Kleidern und lief mit einem furzen Gruß davon. Ihre Schifflein vergaß sie auf dem Wasser. Sie legten sich ichief auf die glanzende, faum zwei Finger hohe Fläche, die leise atmend die flaren Riesel bedecte.

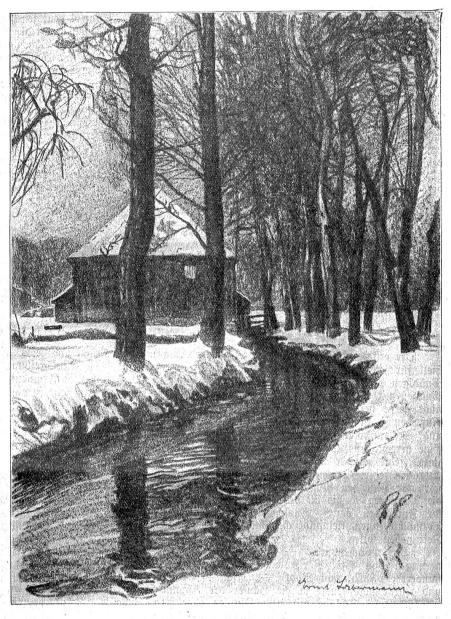
"Und ich soll zu ihm kommen, und er gibt mir ein Binsenforbchen und ersählt mir eine Geschichte. Und er fann gar nichts sehen, die Schifflein auch nicht, und seine Mutter ist die Frau im Bazar, und er heißt Johannes, aber seine Mutter sagt ihm Hannes. Darf ich morgen gu ihm gehen?" Fragend faben Rabels glanzende Augen zu Abeline auf.

Raroline und sie sahen einander an "Ich will sehen", sagte Frau Petitpierre "Bielleicht geht Karoline mit dir." Aber da erlosch Rahels Freude. "Ich will allein gehen", sagte sie heftig. Sie wußte, daß Raroline sie fest an der Sand halten würde und mit dem Blinden dauter langweiliges Zeng reden wurde und daß fie das Rorbchen nehmen

würde und es ihr erst draußen geben. "Ich will allein gehen", tropte sie, und zugleich traten ihr die Tränen in die Augen.

"Gut. Aber deine Mutter begleitet dich", sagte Adeline, und das war der Ton, gegen den Rahel unter keinen Umständen anzukämpfen vermochte.

Am nächsten Tage ging Ottilie mit der Kleinen zu dem Blinden. Sie begrüßte ihn fehr huldvoll, nahm mit vielen Worten das Binsenkörbchen für Rahel in Empfang, gab es ihr freilich mit der Aufforderung, nun auch zu danken — Rahel war mit dieser Aufforderung ihr Leben lang wahrhaft gemartert worden —, tat noch einige leutselige Fragen, ob der Blinde sich nicht sehr langweile und ob er sich sehr schwer in sein trauriges Schicksal gefunden,



G. Liebermann: Bach im Winter.

Winterbild.

Damm und Graben überschneit, Glatt ber Strom gefroren, Geine Ufer giehen weit In den Duft verloren.

Wiefe und ben Murmelbach Such ich heut vergeblich, Statt ber Farben mannigfach Alles weiß und neblig.

Gleich als tam ich auf Befuch Ginem Freunde wieber. Doch es bectt ein Leichentuch Geine ftarren Glieber.

überreichte ihm ein Rörbchen mit frisch gepflückten Birnen, empfahl Rahel, nun Lebewohl zu sagen und ging. Das Rind trottete hinter der Mutter her, mit der Gewißbeit, daß ihm Unrecht geschehen. Doch fand es die Worte nicht, sid) zu wehren, und fing plötslich an zu weinen.

"Ich will das Körbchen nicht", schrie sie, "ich werfe es in den See." Und da flog das kleine Gebilde auch schon ins Wasser, blieb aber im seichten Sand liegen. (Fortsetzung folgt.)

Uphorismus.

Es gehört zu ben Schwächen des Menschen, immer von Bunschen umringt zu sein; und es gehört zu ben alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Bergangenheit und Zufunft reizender zu sieden als die Gegenwart.